

Christian Schacht

**„Vielleicht ist es so.“
Protokoll einer Psychoanalyse**

Für meine Kinder,
die älter und erwachsener sind,
als ich es damals war.

Inhalt

Vorwort	5
Teil I	
G.S. „... und wo sind SIE?“ Protokolle Mai 1979 bis Februar 1980	11
Teil II	
Ich: „Es ist gut, dass Sie da sind.“ Protokolle März bis Oktober 1980	101
Teil III	
<i>des propheten heimkehr</i> Protokolle November 1980 bis Februar 1981	235
Teil IV	
„Stinktief in Panik – EIN FREMDER MENSCH Zwischenbemerkung (2020)	315
Aufzeichnungen März 1981 bis Juni 1982	316
„Brief“ an G.S. vom 1. und 2.6.82	337
Aufzeichnungen Juni 1982 bis April 1983	343
Bruef an G.S. vom März 1984	352
Epilog	
Skizze zu Einfluss der familiären Randpositionen auf die Berufswahl als Psychoanalytiker (2009)	353
Es ist so. (2021)	356
Über den Autor	358

Vorwort

„*Vielleicht ist es so.*“ Mit diesem Satz, in nachdenklichem Ton gesprochen, reagierte der Psychoanalytiker G.S. im September 1979 auf meine ratlos-erschöpfte Äußerung, es käme mir so vor, als sei „alles wichtig und unwichtig zugleich.“ Der Satz, für den ich G.S. bis heute dankbar bin, kommt mir als Titel für meine Sammlung von Analyseprotokollen geeignet vor. Ebenso passend wäre vielleicht noch „*student, neurotisch*“ gewesen, oder: „*stottern, männlich*“.

Was hat es mit diesen Protokollen auf sich? Und wozu die Veröffentlichung, jetzt, mehr als vierzig Jahre später? Dazu einige Anmerkungen.

I.

Was ist eine Psychoanalyse? Was geht da vor sich?

Am Beginn jeder Analyse steht bekanntlich die Aufforderung an die AnalysandInnen, möglichst alles auszusprechen, was ihnen in den Sinn kommt, auch wenn es ihnen als unpassend, unwichtig oder peinlich erscheint. Wie geht es aber dann weiter? Was passiert nach dieser seltsamen Spielanordnung in den folgenden Jahren? Sitzt hinter der Couch ein Wissender, ausgestattet mit einer Art Röntgenblick, der dem auf der Couch Liegenden die Rätsel und Abgründe des unbewussten Seelenlebens „deutet“? Oder ist es umgekehrt so, dass der Mensch hinter der Couch vielleicht besonders gut gelernt hat, Nicht-Wissen auszuhalten? Oder ist es eine Mischung von beidem? Oder etwas ganz Anderes? Was spielt sich da ab, und wo kann sich der interessierte sogenannte Laie darüber informieren?

Eine mögliche und beliebte Informationsquelle sind Filme und TV-Serien, die sich – wenn auch aus dramaturgischen Gründen verkürzt und populär aufbereitet – mit Psychoanalyse befassen. Eine andere, zuverlässigere Möglichkeit bietet die Lektüre psychoanalytischer Literatur. Die Auswahl an klugen Büchern über Psychoanalyse ist groß und vielfältig. Ausführliche, nachvollziehbare Berichte über einzelne psychoanalytische Behandlungsprozesse sind dabei aber auffallend selten.

Das ist insofern nicht verwunderlich, als PsychoanalytikerInnen bei jeder veröffentlichten Falldarstellung auf sorgfältige Anonymisierung achten müssen und dies unvermeidlich zu Verkürzungen und Verfälschungen führt. Wenn ehemalige AnalysandInnen selbst über ihre analytischen Erfahrungen berichten, fällt dieses Problem zwar weg; allerdings handelt es sich hier meist um *nachträgliche* Darstellungen der eigenen Analyse, oft von Dankbarkeit motiviert, daher häufig idealisierend.

Ich habe etwas Anderes versucht. Psychoanalytisches Arbeiten sollte durch die Vorlage meiner eigenen, *während der Analyse verfassten* Stundenprotokolle nachvollziehbar vermittelt werden. Auch dieses Verfahren birgt seine Risiken. So kann ich z.B. nicht abschätzen, wieweit sich im Erleben der LeserInnen die Neugier auf Autobiographisches – das nun einmal der Stoff ist, mit dem sich konkrete psychoanalytische Arbeit auseinandersetzt – in den Vordergrund schiebt, auf Kosten der Aufmerksamkeit für den *analytischen Prozess*. Das fände ich schade.

Anders gesagt: Zwar kreist vieles im Text um die spezifische, (auch) ecclesiogen-neurotische Problematik, mit der ich mich damals herumschlagen musste. Meine Hoffnung, einen Beitrag zum besseren Verständnis psychoanalytischer Praxis vorzulegen, richtet sich aber auf eine andere, sozusagen überindividuelle Ebene. Ein Gedicht vom Juli 1980 verdeutlicht vielleicht, was gemeint ist: „Für G.S. // Wieviel Vertrauen / muss ich / zu einem Mann haben / bis ich / mit ihm darüber reden kann / wie misstrauisch / ich / ihm gegenüber / bin!“ Freilich geht es hier zuerst einmal um eine Momentaufnahme meiner damaligen Beziehung zu G.S., – gleichzeitig aber um ein Paradoxon, das in der einen oder anderen Form in jeder Analyse auftaucht und dort seinen Ausdrucks- und Reflexionsraum finden muss.

Andererseits liegt auf der Hand, dass der folgende Bericht nur *eine* von unzähligen möglichen Varianten des „analytischen Spiels“ darstellen kann. Ausgerechnet *diese* (m)eine Variante als Text zu veröffentlichen, findet seine Begründung und Rechtfertigung lediglich in dem, was ihre Veröffentlichung überhaupt erst möglich macht: in der Tatsache nämlich, dass ihr Verlauf damals so genau dokumentiert wurde.

II.

Ursprünglich hatte ich vor, die Protokolle nach einer knappen Einleitung unverändert und unkommentiert vorzulegen. Das schien mir eine Garantie dafür zu sein, dass ich nicht – ob mit oder ohne Absicht – durch Kürzungen und Retuschen nachträglich etwas glätten oder „schönfärben“ würde. Es hätte ja z.B. verlockend sein können, von mir selbst auf diese Weise das Bild eines sympathischeren, klügeren und reiferen jungen Mannes zu zeichnen, als ich es tatsächlich war.

Diese Verlockung war dann aber nicht das Problem. Sie war mir bewusst, und außerdem fand ich es spannend, mich anhand der Protokolle noch einmal mit dem damaligen Geschehen auseinanderzusetzen, von dem mir vieles nicht mehr in Erinnerung war. Und zwar mit allen Facetten des Geschehens, auch mit jenen, die mir im Nachhinein unangenehm oder peinlich waren.

Die Schwierigkeiten lagen woanders: Erstens ergab die Transkription sämtlicher Protokolle ein Konvolut von über 500 Seiten, eine Textmasse also, die selbst einer an Psychoanalyse interessierten Leserschaft nicht zuzumuten war. Zweitens bestätigten mir einige LeserInnen der „Urfassung“, was ich schon vermutet hatte: Ab dem zweiten Teil hatten sie die Lektüre als anregend, z.T. sogar als fesselnd empfunden, den ersten Teil aber (d.h. die Aufzeichnungen bis Frühjahr 1980) als mühsam und manchmal verwirrend. Was sollte ich tun? Zwar hatte auch nach meiner eigenen Einschätzung die Analyse erst ab Sommer 1980 wirklich „Fahrt aufgenommen“. Die eineinhalb Jahre bis dahin waren aber doch auch ein wesentlicher, nicht überspringbarer Bestandteil der Arbeit gewesen, – sollte er in diesem Bericht keinen Platz finden? Und spiegelte sich nicht vielleicht in dem, was für LeserInnen jetzt mühsam war, etwas von dem wider, was damals für den Analytiker vermutlich noch viel mühsamer gewesen war? Es gab in mir also einerseits die Zielvorstellung einer anal-brav-ordentlichen Vollständigkeit, die ins sadistisch Ausufernde, Beziehungslose kippen konnte (und eben damit wiederum dem damaligen Geschehen in der Analyse durchaus entsprechen könnte). Durch sie sollte so etwas wie eine (vermeintliche?) Authentizität entstehen. Auf der anderen Seite wuchs die Einsicht, dass es eine einigermaßen stimmige, auf *andere* Weise „authentische“ (literarische) Form brauchte, die es erst möglich machte, das Geschilderte lesend nachzuvollziehen.

Der Kompromiss, zu dem ich mich nach vielen Überlegungen und Gesprächen¹ entschloss, sah so aus, dass ich im ersten Teil der Protokollsammlung tatsächlich massiv kürzte. Die folgenden Protokolle und Aufzeichnungen ließ ich allerdings unverändert. Hier hielt ich mich an die in einem ganz anderen Zusammenhang getroffene Feststellung von Erich Kästner: „*Wer notiert, was ihm widerfährt, darf keinen anderen Ehrgeiz haben als den, der seine Buchhalter zu sein. Mehr wäre zu wenig.*“²

III.

Zur Vorgeschichte: Im Sommer 1978 schrieb ich an G.S., den mir eine Kollegin empfohlen hatte, einen Brief. Ich sei ein 25-jähriger Psychologiestudent und hätte „unter anderem (auch) Angst vor dem Fertig-Werden“. Und ich würde gerne bei ihm eine Psychoanalyse beginnen. Zur selben Zeit schickte ich Professor Igor A. Caruso, bei dem ich zu dissertieren beabsichtigte, ein erstes Exposé meiner Dissertation. Beide Briefe hatte ich vom Krankenhaus aus geschrieben, wo ich wegen einer Hepatitis für einen Monat aufgenommen worden war. Die Analyse begann im Oktober 1978, zuerst mit drei, später mit fünf Stunden in der Woche. Sie dauerte bis April 1983, insgesamt über 650 Stunden. Es handelte sich dabei um keine Lehranalyse. (Diese machte ich erst später, als Teil meiner psychoanalytischen Ausbildung, bei einem anderen Analytiker.)

Ich habe G.S. als breitschultrigen, eher gedrungenen Mann mit bundesdeutschem Akzent in Erinnerung. Anfangs war ich von ihm enttäuscht, weil er mir, flapsig gesagt, „zu wenig narzisstisch“ erschien: Ich empfand ihn nicht als die brillante, charismatische Analytikerpersönlichkeit, die meinem Idealisierungsbedürfnis entsprochen hätte. Erst später lernte ich seine Robustheit und seine Ruhe zu schätzen.

G.S. war damals – was ich aber erst später erfuhr – 42 Jahre alt, war ursprünglich katholischer Theologe gewesen, dann Betriebswirt, und war nun seit einigen Jahren Lehranalytiker in dem von I.A. Caruso gegründeten „Salzburger Arbeitskreis für Psychoanalyse (SAP)“.

In den „Caruso-Arbeitskreisen“ war es damals üblich, die AnalysandInnen zum Protokollieren der Analysesitzungen anzuregen. Die Protokolle wurden mit Durchschlag geschrieben, die Originale bekamen jeweils die AnalytikerInnen, die Durchschläge blieben bei den AnalysandInnen.

Man ist seither aus guten Gründen, auf die ich hier nicht eingehe, von dieser Praxis abgekommen. Sie hatte gegenüber dem heute noch weit verbreiteten einsamen Schreiben von Tagebucheintragungen allerdings einen Vorteil: Den Schreibenden damals war bewusst, oder sie konnten es zumindest vermuten, dass das Geschriebene auch von den jeweiligen AnalytikerInnen gelesen werden würde. Das wiederum bewirkte eine gewisse Diszipliniertheit im Versuch, den Verlauf der Stunde einigermaßen präzise zu rekonstruieren. D.h., man wurde dazu angeregt, zu *protokollieren*, statt Reflexionen „über“ die Analyse anzustellen. Kam es zu Schwierigkeiten beim Schreiben des Protokolls, so wurden diese wiederum Thema in der nächsten Sitzung.

¹ Für Ermutigungen und kluge Kommentare danke ich Eva B., Peter S., Michael S., Prof. Wolfgang M., Angelika C., Prof. Wolf R., Kathrin S., Thomas R., Dorothea S.

² In: KÄSTNER, E. (2017): „Notabene 45. Ein Tagebuch“, Zürich: Atrium Verlag, Seite 10

Ich kann mich nicht daran erinnern, auf welche Weise mir G.S. im Mai 1979 das Schreiben von Protokollen nahelegte. Von damals stammen jedenfalls die ersten handschriftlichen Protokolle. Im Oktober 1979 wechselte ich dann auf die Schreibmaschine. Inzwischen hatte ich – so kommt es mir jetzt vor – so etwas wie „meinen Protokollier-Stil“ gefunden. Dass ich manchmal sehr ausführlich protokollierte, hat damit zu tun, dass ich viel Zeit hatte: Ich konnte mich nach der Analysesitzung in Ruhe eine halbe Stunde an die Schreibmaschine setzen und die Sitzung Revue passieren lassen. Die Arbeit an der Dissertation konnte warten. (Außerdem empfand ich das Protokoll-Schreiben meistens als interessante, lustvolle Tätigkeit.)

Wie es im Februar 1981 zu einem Ende des regelmäßigen Protokollierens kam, ist mir ebenfalls nicht mehr erinnerlich. Vielleicht spielte der Gedanke eine Rolle, dass es gut wäre, meine Energie jetzt auf die Dissertation zu konzentrieren. Noch wichtiger kommt mir im Nachhinein allerdings vor, dass der Verzicht auf die Stundenprotokolle – ob bewusst so beabsichtigt oder nicht – den weiteren Verlauf und die Intensität der analytischen Arbeit beeinflusst hat. Darauf werde ich später in einer Zwischenbemerkung eingehen.

IV.

Was meinen biographischen Hintergrund betrifft, so wird das meiste ohnehin aus den Protokollen ersichtlich. Zum besseren Verständnis sei lediglich vorausgeschickt, dass ich in Niederösterreich als Sohn eines evangelischen Pfarrers aufgewachsen war, und dass meine Mutter 1972 im Alter von 51 Jahren an Brustkrebs gestorben war. Von meinen beiden Brüdern hatte Carl, neun Jahre älter als ich, während seines Theologiestudiums eine psychoanalytische Ausbildung begonnen, diese dann aber abgebrochen und war nun evangelischer Pfarrer in M. – Mein zweiter Bruder, der fünf Jahre ältere Günther, arbeitete nach seinem in Rekordzeit absolvierten Medizinstudium damals als Arzt in einem Krankenhaus.

Neben der schwierigen Ablösung von meiner Herkunftsfamilie und den Problemen rund um die Dissertation wurde in der Analyse die Liebesbeziehung mit „Veronika“ zu einem immer wichtigeren Thema. Von ihr hatte ich mich knapp vor Analysebeginn getrennt. Dass ich den Schmerz über diesen Abschied langsam (sehr langsam!) zulassen und in seiner Bedeutung wahrnehmen konnte, war wohl nur möglich, weil ich mit einem Mann darüber sprach, von dem ich mir allmählich (sehr allmählich) vorstellen konnte, dass er mich möglicherweise weder insgeheim beneidete noch mich verachtete, bzw. dass er, wenn derartige Gefühle in ihm auftauchten, damit würde umgehen können.

Was meine anderen Beziehungen zu Frauen betrifft, so spürte ich hier beim Transkribieren der Protokolle – vor allem bezüglich „Esther“ – besonders stark die Verlockung, mich durch Weglassungen in einem besseren Licht dastehen zu lassen.

Ich war, nachdem ich drei Jahre in Wien Psychologie studiert hatte, 1975 wegen Igor Caruso zum weiteren Studium nach Salzburg übersiedelt.

Meine finanzielle Situation als Student war damals die, dass ich zur Hälfte von der monatlichen Unterstützung durch meinen Vater lebte, zur anderen Hälfte vom Erlös von Nachhilfestunden. Vor Beginn der Psychoanalyse hatte ich einen Betrag angespart, der für ungefähr ein Jahr Analyse reichte. Als das Jahr vorüber und der Betrag aufgebraucht war, hätte die Analyse also beendet oder auf eine einstündige psycho-

analytische Therapie reduziert werden müssen. Da schlug mir G.S. vor, dass ich ihm bis auf weiteres monatlich einen mir möglichen (geringen) Betrag zahlen sollte. Den „Rest“ – der in den folgenden Jahren natürlich immer größer wurde und zuletzt mehr als 160.000.- Schilling betrug – könne ich ihm zurückzahlen, wenn ich berufstätig und zu zahlen in der Lage wäre.

Dass dieses großzügige Angebot problematische Aspekte hatte und fachlich kritisierbar ist, liegt auf der Hand. (In den Protokollen ist davon auch die Rede). Im Kollegenkreis erzählte ich damals davon. Ich kann mich erinnern, dass wir makabre Witze darüber machten, dass – falls ich mich suizidieren sollte oder sonstwie verloren ginge – G.S. mangels irgendeiner schriftlichen Vereinbarung durch die Finger schauen würde.

V.

Wozu überhaupt die Veröffentlichung? Die einfachste Antwort darauf ist: Mich selber hätte eine solche Protokollsammlung interessiert. Es gibt derartiges meines Wissens bisher nicht. Auch die bekannten „Lehrjahre auf der Couch“ von T. Moser (Suhrkamp 1974) sind eher ein begeisterter Bericht *über* seine Analyse, und weniger die Nachzeichnung eines analytischen Prozesses anhand von peniblen Aufzeichnungen über einzelne Analysestunden.

Dass seit meiner Analyse schon über vierzig Jahre vergangen sind, erscheint mir für eine Veröffentlichung der Protokolle als Vorteil. (Und mich selbst hätte damals ein genauer Bericht über eine Analyse auch dann interessiert, wenn er schon vierzig Jahre alt gewesen wäre.) Der Vorteil besteht vor allem in der Distanz, in mehrfacher Hinsicht:

Erstens vermute und hoffe ich, dass die narzisstische, exhibitionistische Komponente nicht mehr eine so große Rolle spielt, wie es bei der Schilderung einer erst vor kurzem abgeschlossenen Analyse der Fall wäre.

Zweitens sind die Fragen der Diskretion leichter handhabbar. Was mich selbst betrifft, so werden mit der Veröffentlichung der Protokolle zwar Intimitäten preisgegeben. Aber es sind Intimitäten eines jungen Mannes, der ich schon lange nicht mehr bin. Die erwähnte Peinlichkeit mancher Passagen erscheint mir jetzt als aushaltbar (und in einem solchen Bericht als unvermeidlich). Da ich außerdem allmählich dem Ende meiner Berufstätigkeit entgegengehe, muss ich mir auch um etwaige Reaktionen von KollegInnen oder von AnalysandInnen weniger Sorgen machen, als ich es früher vermutlich getan hätte.

Aus Diskretionsgründen habe ich bei den meisten Personen, von denen im Text die Rede ist, die Vornamen geändert. Ansonsten sind die Protokolle – abgesehen von den erwähnten Kürzungen im ersten Teil – bis auf einzelne Satzumstellungen und Kursivsetzungen so wiedergegeben, wie ich sie damals geschrieben und G.S. übergeben habe³. Das gilt auch für die kurzen „Gedanken auf der Heimfahrt“, die am Ende einiger Protokolle notiert sind, und für die in die Analyse mitgebrachten Gedichte. Auf theoretische Erörterungen, nachträgliche Kommentare etc. habe ich (bis auf wenige gekennzeichnete Ausnahmen) verzichtet.

Wen phantasie ich als LeserIn der Protokolle? Und welche Reaktionen stelle ich mir vor?

³ Im Text fett gedruckte Passagen waren in den Original-Protokollen rot markiert.

Wenn jemand kaum etwas von Psychoanalyse weiß, könnte er mehr oder weniger entsetzt fragen: *Das also ist Psychoanalyse?* Worauf ich nur antworten kann: Nein, nicht „das ist Psychoanalyse“ (als ob es „die“ Psychoanalyse gäbe). Und doch: Ja, *auch das* kann Psychoanalyse sein.

KollegInnen aus der Verhaltenstherapie könnten – nach ihren Kriterien durchaus nachvollziehbar – den Kopf schütteln über mangelnde Effizienz bei so erschreckend hohem Aufwand. VertreterInnen anderer psychotherapeutischer Schulen könnten sich über die Beschränkung auf das „ewige“ Reden wundern, und so fort. (Vielleicht geraten aber auch manche Vorurteile ins Wanken? Wer weiß ...?)

Psychoanalytische Kolleginnen und Kollegen schließlich werden den Text auch mit analytischen Augen lesen. Möglicherweise werden sie sich dabei – ähnlich wie es mir selbst beim Abtippen der Protokolle ging – vor allem über den Analytiker Gedanken machen, also über G.S., über seine Arbeitsweise, über seine Fähigkeiten und seine Begrenztheiten.

Mit G.S. kann ich über das Geschehene und über die Protokolle nicht mehr sprechen, da er inzwischen verstorben ist. Zu bedenken ist bei der Lektüre jedenfalls, dass das Schreiben von Analyseprotokollen immer und unvermeidlich von dem durchtränkt ist, was zwischen AnalytikerIn und AnalysandIn jeweils vor sich geht bzw. vor sich gegangen ist. Das war mir beim Schreiben manchmal bewusst, – dann ist es sichtbar bzw. lesbar, etwa in den kleinen (oder größeren) Bosheiten an manchen Stellen. Viel öfter noch wird das Unbewusste aber auf eine Weise mitgeschrieben haben, die im Text nicht sichtbar ist, nicht sichtbar sein kann: Da geht es beispielsweise um ein „unabsichtlich“ entstelltes (und damit tendenziös entstellendes) Zitieren von Aussagen des Analytikers, um unbemerkte Auslassungen, Verkürzungen, und um Ähnliches mehr. Diese Unschärfe bleibt.

Das heißt: Freilich habe ich mich damals, aus meiner Perspektive heraus, um eine präzise und „wahrheitsgetreue“ Wiedergabe des Geschehens bemüht. Ich denke, dass mir das über weite Strecken auch ganz gut gelungen ist. Trotzdem sage ich heute – in Abwandlung des eingangs zitierten Satzes von G.S. – lieber mit Vorsicht: „Vielleicht *war* es so.“

Teil I

G.S.: „... und wo sind SIE?“

Protokolle Mai 1979 bis Februar 1980

Montag, 14.5.79

Hätte mich am Wochenende gern betrunken. Erinnere mich, oft betrunken in der Badewanne gelegen zu sein. Warmes Wasser, weiche Musik: Mutterschoß ... Meine Fata Morgana liegt hinter mir, und vor mir ist's finster. Die „Täuschung“, dass meine Zukunft nur dunkel ist. (Das „verlorene Paradies“ / Tannhäuser, Venusberg.)

Ich seh vor mir nichts Erfreuliches: Alles Schöne liegt hinter mir. Ich will nicht fertig werden. Wozu Unlust ertragen, wenn das Danach nur schrecklich sein kann? – Auch vom Kopf her: Was kann ich denn? Wovon kann ich leben?

Mittwoch, 16.5.79

Bei der Dissertation weiterhin: Wenn ich an Fertig-Werden denke, bin ich gebremst, will nicht mehr. Meine programmierte Zukunft war die des evangelischen Pfarrers. Das war in meiner Vorstellung verbunden mit TOTALER HARMONIE. Weißes Pfarrhaus im Sonnenschein, glückliche Familie, allseits beliebt und anerkannt. Die HELLE Zukunft, die sich mit 14, 15 Jahren (Schuldgefühle wg. Onanie, später dann das Saufen) auflöste, verschob auf Chansonnier, Barpianist, Schauspieler und Ähnliches.

Freitag, 18.5.79

Scheiß-drauf-Stimmung.

Auch in meiner Phantasie kenne ich nur moralische Appelle („Verantwortung“, usw. usf. Ich brauche neue Wörter!). In der Familie waren moralische Appelle unterschwellig, kaum fassbar, schwer zu bekämpfen. Erinnere mich an die Angst vor zwei Jahren, dem Vater meine Übersiedlung in die WG mitzuteilen: Er könnte besorgt sein, usw. Der Vater sitzt in mir: sorgenvoll, bekümmert, vernünftig, einschränkend, – und mächtig.

G.S.: Sie sollten selbst das Steuer übernehmen.

Ich: ICH WILL NICHT. Ich hab Angst vor der „Verantwortung für mein Leben“. Ich will zurück, und klein sein. Was heißt das: Verantwortung? „Gott“ gegenüber, oder wie oder was??

– Auf der Heimfahrt: G.S. 's Appell („Übernehmen Sie selbst das Steuer“) stört mich, erschlägt mich, lähmt mich. Fühl mich beschissen. Der Satz meines Bruders Carl fällt mir ein, er habe den Eindruck, er werde immer neurotischer. Aber er sagte den Satz NACH seiner (abgebrochenen) Analyse. Bin froh, in Analyse zu sein.

Montag, 21.5.79

TRAUM:

Ich werde in einer Kiste transportiert, die in einem Auto zwischen den Vordersitzen versteckt ist. Darf mich nicht rühren. Als der Zoll kommt, halte ich den Atem an, auch ich selbst habe Angst, entdeckt zu werden. – Wir sind schon fast durch, da erschnuppert ein Hund den Körper, Aufregung, – er wird ausgewickelt (Bandagen? Mumie? Bin

nicht mehr ich), hat keine Füße, keine Arme, und eine Narbe auf der Brust, blinzelt im Tageslicht, will aufstehen, geht nicht, ist ein hilfloses Bündel. Aber: ist gerettet.

Brustnarbe: Wie meine Mutter, nach der Brustkrebsoperation. Der Krüppel: Ich will wieder ins Krankenhaus. Versorgt werden, niemand „kann etwas von mir wollen ...“ G.S. 's Bemerkung vom letzten Mal („Übernehmen Sie selbst das Steuer!“): ICH WILL NICHT! Ich will nicht dissertieren, will nicht „fertig werden“... Einfall: Der Selbstmord von Franz, einem Bekannten ... Ich bin nicht mehr „strahlend“ wie mit 17, in meiner Rolle als „Luigi“ (das war mein Spitzname damals). Verweigere ich Leistung? Jedenfalls verweigere ich den Eintritt in den Leistungsbereich.

„Werte meines Lebens“: Eindeutig sind sie nur im GENUSS. Ficken, saufen, essen, bergsteigen, Sonne, Schnaps! Alles andere (Initiative, Energie) ist vergiftet: DER PFARRER. In mir.

G.S.: Was ist es, wogegen Sie sich wehren?

Ich: Wogegen wehre ich mich nicht? Oder, das ist es ja: Ich wehre mich gegen NICHTS, lasse mir gefallen, dass JEMAND mein Leben in der Hand hat (?). Nicht dagegen, dass ich immer demütig frage, wie ich leben soll, wie ich ausschauen soll, usw. Brav gehe ich herum und warte, dass sich der Himmel öffnet: „Das ist mein lieber Sohn ...“ usw.

Dienstag, 22.5.79

Bei der Arbeit an der Diss ist das nächste konkrete Ziel, dem Arthur K. (Caruso-Assistent) zwei Kapitel zu bringen. – Hier, bei G.S.: Wenn das Gespräch auf Steuer-in-die-Hand-Nehmen kommt, spür ich Angst, Widerwillen, Misstrauen.

Ich: Wichtig ist auch meine Angst, Entscheidungen FÜR IMMER treffen zu müssen. Meine erste „Entscheidung“ war ja die, Pfarrer zu werden. SCHEISSE!

G.S.: Die Entscheidung, den Doktor zu machen, heißt ja nicht, eine endgültige Entscheidung zu treffen, für immer Psychologe zu sein. – Zur Frage der Begabung: Aus manchem (etwa dem Viel-Saufen in der Schule, trotzdem gute Noten) lässt sich auf die Existenz einer intellektuellen Begabung schließen. Aber die ist wohl partiell kastriert. Da scheint es wichtig, das Urgestein Ihrer Religiosität abzuklopfen: Was Ihnen da vermittelt worden ist.

– Bin ich der „Berufung“, Pfarrer zu werden, untreu geworden? Ist nicht direkt spürbar. Aber die Angst vor dem Leben als Erwachsener bewirkt, dass es mich vielleicht doch dorthin – nämlich auf die Kanzel – verschlagen könnte: Der Magnet wirkt noch immer (Träume!). Die Verlockung: Zurück in den Schoß der Kirche ...?

Mittwoch, 23.5.79

Meine „kastrierte Begabung“: Bannfluch des Vaters, usw. Das magische Denken schiebt sich immer wieder in den Vordergrund:

– Beim Nachhaus-Fahren: Alles Geschwätz. Ich liege blöd auf der Couch herum. Lauter Gemeinplätze. UNZUFRIEDEN.

Montag, 28.5.79

Widerwillen gegen die Analyse. Wohl deshalb, weil sie mein idyllisches Selbstgefühl der letzten Tage (Bier, Hasch, Sonne) ankratzen könnte. Da ich aber weiterhin Angst vor meiner Zukunft habe, ist es gut, hier zu sein.

Freitag, 1.6.79

Mein Verhältnis zu meiner Arbeit an der Diss: Die kontrollierende Instanz äußert sich schon während des Schreibens, bzw. Nicht-Schreibens. Es kommt zum „Stottern“. Und damit beschäftige ich mich dann.

G.S.: So weichen Sie der äußeren Kontrolle bzw. dem Dialog (mit Arthur K.) aus.

Ich: Ja, das stimmt. Ich versuche, den Dialog *in mir* vorwegzunehmen. Die Arbeit soll dann, nach vielen „inneren Kämpfen“, aus EINEM GUSS sein. Ich hau‘ sie „denen auf der Uni“ auf den Tisch wie Judas seine Silberlinge (!?). Die Arbeit soll so aus einem Guss sein wie das Bild, das über meinem Bett hängt. Das hab ich mit 17 gezeichnet; ist „ein Stück von mir“; gleichzeitig mir selbst auch rätselhaft.

G.S.: Die Diss soll also auch zum Über’s-Bett-Hängen sein.

Dienstag, 5.6.79

(...) – Habe letztes Wochenende „Narzissmus“ von Kohut gelesen. Beim Lesen wird ein Bedürfnis befriedigt, das in der Analyse unbefriedigt bleibt: die Einordnung in ein Begriffssystem. Ich wünsche mir alle drei, vier Stunden so etwas wie eine zusammenfassende Deutung. Aber G.S. verweigert. Er verweist auf Konzentration auf Beziehung, Gefühle in Beziehungen.

G.S.: Wie sind Ihre Beziehungen?

Ich: Ich – der Seismograph. Das, was am besten entwickelt ist: Einfühlung. Was nicht funktioniert: Flexibilität, d.h. Abschalten des Seismographen.

Donnerstag, 7.6.79 (geschrieben am 8.6.79)

– In meine resignative Stimmung passt das Buch „Soziale Amnesie“ von R. Jacoby, das ich grad lese. (Revolution oder Wahnsinn, – jedes andere Reden über Freiheit sei in unserer Gesellschaft letztlich nichts als Geschwätz. Samt Lobpreisung des großen Skeptikers Freud.)

– Mich kotzt meine Arbeit an: Ich mag die Diss nicht einmal anschauen. Was hab ich davon, wenn ich stundenlang umsonst am Schreibtisch sitze? Was soll ich nachher machen? „Was ich kann, will ich nicht, was ich will, kann ich nicht.“ Was ich vielleicht könnte: Als Psychologe in einer Klinik arbeiten; also: Test-Scheiße usw. Problematik der Institution Klinik. Die weise Stimme in mir spricht: „Man muss mit den Widersprüchen leben.“ Woher kommt diese Weisheit?

Ich: Der Wunsch, später einmal als freier Therapeut zu arbeiten, erscheint mir anmaßend. Ein Rudel Hunde (oder Analytiker?) kläfft: „SIE? Wie wollen SIE?!“ – Also gut ...

G.S.: Das ist schon eigenartig, dass dieser Wunsch so schnell zurückgesteckt wird.

Freitag, 8.6.79

TRAUM heute Nacht:

Sehe (in einen Fernsehfilm eingebaut) einen Eisbären, der in eine tiefe Eisschlucht flieht. Blick von oben. Hunderte Meter tief, rötliches Eis, wie Scheide bei Geburt. Der Eisbär, von Kamera verfolgt, wandert in einer grandiosen Eiswelt, in Höhlen hinein, unter Gletschern. Hysterische Frage des Fernsehkommentators: „Wie kann er denn da überleben?!“ Der Eisbär tappst herum; da – es bewegt sich was: Echsen, oder so Getier – Eisbär greift daneben, erwischt nichts. Jetzt: Erde, zwei Biber. Der Eisbär – plötzlich bin ich’s – ich packe beide Biber, blitzschnell am Genick, hab ZUGEPACKT.

Szenenwechsel: Gehe mit meinem Bruder Günther (oder Freund Helmut?) zum Zoll.

Wir haben in einem Plastiksackerl die zwei Biber mit, die jetzt aussehen wie Äpfel, außerdem zwei Flaschen Bier und eine Rolle Klopapier. Helmut zahlt Zoll fürs (abgewogene!) Klopapier, er darf durch. Die „Äpfel“ werden auch akzeptiert, aber die zwei Flaschen Bier werden geöffnet, ich muss sie gleich trinken. Sehe einen Polizisten in Leder, der Bier trinkt. Denke: „Sowas, der trinkt im Dienst!“

Assoz.: Die grandiose Eiswelt: Meine Rolle als einsam-großartiger „Luigi“ (bzw. Hamlet), mit 17, 18 Jahren. Und: meine Situation bei der Arbeit? Der hysterische Kommentator ...?

G.S.: Vielleicht bin ich's ...?

Ich: Hm ... ja. Der weiß nicht, dass der Eisbär zupacken kann. Wie ist der Bär (ich) aus der Höhle gekommen? Aber: Er ist ja gar nicht rausgekommen! Er kann ja überleben, er bleibt drinnen! Allerdings: Als er die Biber packt, ist es keine Eishöhle mehr? Die Sicherheit im Mutterschoß, die grandiose Höhlenwelt ...

G.S.: Es ist so ein ironischer Unterton im Traum (à la Luigi): Vielleicht spielen Sie da Ihr Spiel: Sie meinen das vielleicht gar nicht so ernst mit der grandiosen Eiswelt, als Hamlet usw.?

Ich (*fange an, darüber sehr zu lachen. Spüre Druck auf der Blase. Nach längeren Vorreden gehe ich dann doch schiffen*).

G.S.: (*nachher*): Ja, – Sie reden und reden, aber Sie tun nichts.

Ich: Ja, das stimmt. Ich zögere, verzögere, bleibe bequem liegen, bis es absolut nicht mehr geht. (Und bei der Diss wird das Pinkeln noch dazu benotet!)

Dienstag, 12.6.79

(...) Veronikas Anruf vom Sonntag: meine Absage bezüglich gemeinsamem Bergsteigen.

G.S.: Warum war die Beziehung nach einem Jahr nicht mehr schön?

Ich (*ironisch*): Wieso? Ein Jahr Gartenzwergidylle. Die Sicherheit, nie gefordert zu werden – außer von undurchschaubaren Spielen, die uns dann überfordert haben ... Aber die große Sehnsucht nach ihrem Körper ...

Mittwoch, 13.6.79

Gleichnis: Ich sitze als Küken in der Eierschale und traue mich nicht, die Schale zu sprengen. Es muss zuerst eine äußere, größere Schale sichtbar sein.

Thema „Anerkennung“: G.S. hinterfragt meinen Perfektionsanspruch bezüglich der Diss.

G.S.: Sie suchen Anerkennung „vorne“, weil sie Ihnen „hinten“ fehlt.

D.h.: Ich suche sie dort, wo mich Rivalität usw. erwartet, aber nie die hundertprozentige sichere Anerkennung (von Kollegen, Psychologen.) Die „vis a tergo“ (als Erbe des Vaters) fehlt. So suche ich Ermutigung „vorne“, kann aber dabei meine Ellbogen nicht einsetzen, etwa: den Wunsch vertreten, Therapeut zu werden.

G.S.: Und deshalb muss Ihre Diss auch perfekt sein, die Anerkennung gesichert. Sie können es sich nicht leisten, gelassen ein Stück beiseite zu legen, zu sich zu stehen.

Ich (*reagiere scharf*): „Gelassenheit“, „zu sich stehen“: Scheiß-Zielvorstellungen!! Hab mir schon tausend Mal eingeredet, schon dort zu sein! – Ich weiche dann auf die Sexualität aus: Bekomme auch Anerkennung von dort.

G.S.: Man schläft aber nicht mit einer Frau, um Anerkennung zu kriegen, sondern weil's einem Spaß macht.

Ich: Also, bei mir ist das eindeutig gekoppelt. Früher war das noch mehr.

G.S.: In der Sexualität sind Sie ja auch unsicher.

Ich: Ja, sicher!

Hintergedanke: Wer nicht? Du nicht?! Aber da ist wenigstens eine Entwicklung, bei aller Unsicherheit ...! (Sage nichts.)

– Heimfahrt: Bin verärgert und enttäuscht. Formulierungen von Zielvorstellungen über adäquate Haltungen (Gelassenheit usw.) stehen in meinen Tagebüchern schon genug.

Freitag, 15.6.79

Habe das Protokoll vom letzten Mal vergessen. Mein Ärger vom letzten Mal, die Enttäuschung, dass G.S. nicht immer alles sofort und total erkennt, z.B. wenn für mich in der Beziehung zwischen ihm und mir was querliegt. DIE SUCHE NACH DEM ALLMÄCHTIGEN, ALLWISSENDEN HELFER. Rational ist mir klar, dass mir G.S. nicht „hilft“. Aber gefühlsmäßig hab ich doch die Erwartung, er sei allwissend und helfe mir gerade durch (allwissendes, perfektes) Nicht-Helfen. Dass ich ihm damals Auszüge aus meinen Tagebüchern gegeben habe, war einerseits ein Geschenk an ihn. Andererseits hat es die Phantasie geschürt, er wisse jetzt mehr als ich selbst, ALLES über mich. Damit sind all seine Fragen letztlich wie QUIZFRAGEN, spielerisch, HINTERHÄLTIG und erniedrigend: Denn er weiß ja alles längst, – nur mich lässt er zappeln! Meine Methode der Absicherung: Vorwegnehmen der zynischen Abwertung, d.h., ich will mich mit ihm (wie ich ihn phantasiere) gegen mich selbst verbünden.

Ich: Der einzige Ausweg ist wohl der, dass ich riskiere, von Ihnen abgelehnt zu werden.

G.S.: Das ist die Frage.

– Auf der Heimfahrt: 1) Hopperla, es ist ja auch das Risiko da, dass ich ihn ablehne!!? 2) Bei der Diss stehe ich außerdem in der Zwickmühle zwischen meinen (sehr) verschiedenen „Vätern“!?

Montag, 18.6.79

Fühle mich total abgesackt, mag aber nicht mit G.S. darüber reden. Wieso? Vielleicht ein Ansatz: Gleich zu Beginn hatte ich erzählt, dass ich (trotz ärztlichen Verbotes) gestern 5 Bier getrunken habe. Dass ich das erzähle, ist wohl ein Appell an G.S., sich „wenigstens zu sorgen“ um mich. (Wenn er mich schon nicht ermutigt, anerkennt, bestätigt, lobt ...) Da ist eine Verbindung zu den Eltern: Auch sie „sorgten“ sich um mich in meiner „verrückten Zeit“. Der Vater hatte im Hintergrund ein strenges Normensystem, das er aber nicht deklarierte. Und dasselbe Gefühl habe ich nun gegenüber G.S., weil bzw. wenn er sich auch „raushält“.

SCHEISS AUF DIE ARBEIT.

Schrieb heute Vormittag einen 5-Seiten-Brief an Veronika. Thema: Sie übersiedelt von Mainz nach B. (in die Nähe von Salzburg) und der Hut brennt; ein Durcheinander von Gefühlen, die rausmüssen. Aber der Sog der Weichheit, der Idylle, ist unglaublich stark. Jeder einzelne Satz meines Briefes stimmt, – aber der ganze Brief stimmt nicht mehr

Mittwoch, 20.6.79

Vieles im Denken meines Vaters hat eine Verbindung zu nationalsozialistischem ... nein, nicht: „Gedankengut“. Aber die Haltung, die Ideale sind verwandt (obwohl er's leugnet): Das Stramme, Offene, Klare. Pimpfe, Helden usw. usw. Puritanisch und sentimental. Meine Familie als „Filiale meiner Zeit“. Das System meines Vaters war nicht bekämpfbar. Als Kind konnte ich nur versuchen, mich rauszuhalten. Gleichzeitig blieb aber

1) die Suche nach dem einen, „wirklich“ absoluten System, und 2) das Unterlegenheits-

*, Hilflosigkeitsgefühl, samt Druck von undefinierbaren (?) Normen.
Spürbar ist das etwa in meinem Verhältnis zu meinem Aussehen. Auch körperlich bin ich nicht so geworden, wie ich hätte werden sollen (bzw. „hätte werden wollen“, – es sitzt noch!): Entweder, nach den Eltern, „ein Schacht“: Klare Stirn, offener Blick, immer fröhlich, kurze Haare, immer sauber, frisch usw. Oder, wenn schon das nicht, dann wenigstens einer anderen Norm, einem anderen Typ, total entsprechend: Boheme, Künstler, leicht verkommen usw.*

Montag, 25.6.79

– Der Brief von Veronika: Sie schreibt, dass sie den Wunsch spürt, weiter die wichtigste Frau in meinem Leben zu sein, aber ohne sexuelle Beziehung. Irgendwie ehrlich. Aber auch ein Wahnsinn, was die Frau von mir will. Denn die Sexualität setzt sie dabei klarerweise ja doch ein. Bis zu einem bestimmten Punkt ...

G.S.: Die Frage ist, ob das nicht in all Ihren Beziehungen so ist (bei Helmuth, in der WG).

Ich: Ja, die Tendenz ist überall, dass ich der ideale Gesprächspartner bin. Zu Beginn der Beziehung zu Veronika war ich „ideal“. Und seither war ich nie wieder so ideal, so einfühlend, teilnehmend, ohne eigene Bedürfnisse. *Aber wenn es zum Bedürfnis geworden ist, ideal zu sein?*

(Pause.) – Vielleicht ist für mich der „ideale Mensch“ jetzt gar kein Pfarrer mehr, sondern der „ideale Psychologe“!? Aber wie wird man das? Wo ist der Weg? Immer wieder die Phantasie, es gäbe einen fertigen Weg des Idealen, ich muss nur hören wo der geht.

G.S.: ... Verhältnis zu Gott? ...

Ich: In mir ist oft der Gedanke, es gäbe einen sinnvollen Weg für mein Leben ...

G.S.: ... und dann stürzen Sie ab. Nochmals: Was für Gefühle sind von früher her da in Bezug auf Gott? **Da war ja einmal was:** Sie hatten ja einmal eine Verhältnis zu Gott. Was ist da jetzt?

– Die Hand, die Pranke, die mich immer wieder einholt: Wie sie auch Carl eingeholt hat. Die große Faszination des Gedankens: „Mein Leben gehört nicht mir“. – Ich hab jetzt ein ähnliches Gefühl wie vor 7 Jahren: „Schlimmer kann es nicht mehr werden.“ Das war damals der Anstoß zum Psychologie-Studium.

Donnerstag, 28.6.79

Immer wieder phantasiere ich G.S. als Bedrohung; als Gespenst im Hintergrund. Was wäre, wenn heimlich sich der Vater an seine Stelle setzte, während ich locker erzähle?! Ich könnte mich nicht gehen lassen, nicht locker lassen. Ich müsste mich sofort aufsetzen, um mich wehren zu können. Und immer wieder die Vermutung, G.S. möge etwas nicht an mir; – so, wie Heinrich R. meine Hofnarrenseite nicht mochte. (Aber der deklariert es. Wichtig!) – Suche eine Verbindung zur Frage nach meinem Verhältnis zu „Gott“. (Unklar.)

Ich: Mein Leben gehört nicht mir, meine Entscheidungen gehören nicht mir, meine Beziehungen gehören nicht mir; mein Körper gehört nicht mir.

G.S.: Sondern ...?

Ich: ... dem einen, großen, ewigen Prinzip, wo ich schon riesige Ohren habe, um zu hören, was es von mir will.

G.S.: Das aber auch strafen kann?

Ich: Hm, ja: für „Hoffärtigkeit“!

G.S.: Also wenn man einfach das tut, was man will.

Freitag, 29.6.79

G.S. soll mir „sagen, was Gott mit mir vorhat“. Es gibt aber nichts Derartiges. Niemand kann das. Und auch meine Versuche, es aus Büchern zu holen, sind vergeblich. Niemand kann mir sagen, wie ich leben SOLL, was ich tun SOLL. Also: Warten auf die „Erleuchtung“?

G.S.: Da können Sie warten, bis Sie neunzig sind.

Ich: Und letztlich geht es auch darum, OB ich überhaupt leben SOLL.

G.S.: Nun, jetzt sind Sie einmal da. Also geht es darum, die Tatsache anzunehmen, dass Sie leben. – Aber Sie können Ihr Leben nicht naiv betrachten. Gleich ist der Druck da, dass es jemanden gibt, der bestimmen kann (bzw. schon bestimmt hat), *dass, ob, und wie* Sie leben SOLLEN.

Ich: Was mache ich aber mit dieser Familientradition, deren Einfluss nun einmal Realität ist? Was fang ich damit an? Wie löse ich mich von ihr?

G.S.: Sie können Sie nicht davon „lösen“, Sie können sie nur weiterentwickeln.

Ich: Ja, – aber damit löse ich mich auch.

G.S.: Das ist die Dialektik, ja. Aber es ist die Frage des ersten Schrittes. Sie müssen sich *innerhalb* des Systems damit auseinandersetzen. Und zwar nicht nur rational-aufgeklärt, zynisch. Sonst holt einen das System wieder ein, siehe Carl.

Ich: Und was ist das „emotionale Aufarbeiten“?! Das klingt für mich gleich wieder nach Mühsal, Plage und Demut!

G.S. (seufzt): Das ist so bei Ihnen: Jeder Begriff ist so besetzt, dass er für Sie zum System gehört. Sie „kennen das alles schon“ ... Aber z.B. Tilmann Moser hatte wohl auch LUST bei seiner Auseinandersetzung.

Ich: Ahja, das stimmt! Es ist also die Frage: Wo ansetzen? Ich erlebe das System nämlich tatsächlich als gefährlich, als tendenziell tödlich (der Krebs meiner Mutter), – es ist gewaltig, und gewalttätig! Wo ansetzen? – Bei jeder Aussage eines Pfarrers hab ich das Gefühl: ICH KENNE DAS SO GENAU. Ich kenne alle diese Landkarten, sie verstauben in meinem Kasten. Und ich versuche dauernd, neue zu zeichnen. Aber ohne zu gehen! Im Zimmer!

G.S.: Sie sind so voll davon wie ein nasser Schwamm: Den kann man auch ein paar Mal ausdrücken, und es kommt noch immer Seifenlauge heraus. Was hat Sie früher daran fasziniert?

Ich: Das ist unklar. Das Elitäre? Oder: Das scheinbar „geordnete“ Weltbild des Vaters? Alles war beurteilbar, benotbar. Das Gefühl der Unverletzbarkeit?

– *Heimfahrt: Erwinnere mich an ein Zitat von Christa Wolf, das mich traf: „Sie begriff, dass ihr alles passieren konnte, was anderen auch passieren kann.“*

Montag, 2.7.79

Erzähle vom Fieberanfall letzten Freitag: In der Analyse hatte ich gesagt: „Wenn ich mich rational mit dem System des Vaters beschäftige, da fängt mir ja der Kopf zu glühen an!“ Drei Stunden später hatte ich 39 Grad Fieber. Verging dann wieder.

Zurück zur Frage: Was hat mich als Kind am System meines Vaters so fasziniert? Vielleicht war es das Gefühl als Kind in der Kirche: „Alles stimmt“, „alles ist richtig.“ (Nur vielleicht ICH nicht!?) Und die Worte ...! „Und wenn ich redete mit Engels- und -?- zungen, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle.“ (Spüre eine Störung:)

Ich: Ich hab grad die Phantasie, Sie würden mich wegen meines „falschen“ Gottes verachten. „Der richtige Gott schaut so und so aus ...“

G.S.: Es geht hier um Ihr subjektives Empfinden, nicht um einen „objektiven Gottesbegriff“ oder so etwas. (Pause.)

Ich: Irgendwie hab ich diese Sprache (der Bibel) ja auch lieb. „Du bist schön, meine Freundin, schön bist du. Deine Brüste sind wie junge Rehzwillinge ...“

G.S.: Ah, das Hohe Lied.

– Hier in der Analyse hab ich Angst, Bibelzitate auszusprechen. Mein Vater (bzw. G.S.) könnte mich verachten: Denn da bin ich Dilettant. Ich bin „theologisch impotent“. Außerdem dürfte nach der Vorstellung meines Vaters eine Psychotherapie solche Bereiche nicht berühren. Demnach wäre auch G.S. „anmaßend“, wenn er solche Themen zulässt!? Mit G.S. über sexuelle Themen zu sprechen ist mir weniger peinlich als über die Bibel.

Mittwoch, 4.7.79

Die Geschichte aus dem AT, an die ich mich letzte Mal dunkel erinnerte, ist die von Noah und seinen Söhnen. Ham, der jüngste (!), sieht den betrunkenen Vater nackt, sagt dies seinen Brüdern. Und wird verflucht. Bin dabei auf die Geschichte von Hiob gestoßen. Hab meine Bibel mitgebracht. „Bibellesung“ (Hiob)⁴.

Ich: Mich fasziniert, wie Hiob seinen Schmerz und seine Wut gegen seine „Freunde“ verteidigt: „Darum will ich auch meinem Munde nicht wehren!“

G.S.: Was würde Ihr Vater dazu sagen?

Ich: Er würde pikiert lächeln. Ich sei eben in einer „Phase“, und unfähig, das Eigentliche zu verstehen. Was ich hier mache, ist so gesehen weniger eine Blasphemie als eine Lächerlichkeit.

G.S.: Ihr Vater bezieht also nicht Stellung.

Ich: Für mich ist der Vater in seiner Haltung – ziemlich genau – einer der drei „Freunde“ Hiobs.

– Merke, dass ich enttäuscht bin. Ich hatte (nur halb im Scherz) erwartet, dass Schreckliches passiert, wenn ich in die Analyse die BIBEL mitnehme: a) G.S. würde „lächeln“, b) G.S. wäre entsetzt, würde vom Sessel fallen, c) ICH würde durchdrehen, wäre total verwirrt, und d) die Erde würde beben. Magische Erwartungen. (Die Erde bebt nicht.) Die Bibel. Das Buch der Bücher, das Heiligste, usw ...

Ich: Das geile Buch „Ehepaare“ von J. Updike hatte mein Vater irrtümlich von Bekannten mitgenommen. (Wir waren nach dem Tod der Mutter dort gemeinsam zu Besuch gewesen. Er dachte, das Buch gehöre mir). Dann muss er drin gelesen haben. Sein Kommentar dazu war: „Das ist aber sehr wenig erfreulich!“

⁴ „Danach tat Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag. (...) Warum bin ich nicht gestorben von Mutterleib an? Warum bin ich nicht verschieden, da ich aus dem Leibe kam? Warum hat man mich auf den Schoß gesetzt? Warum bin ich mit Brüsten gesäugt? So läge ich doch nun und wäre still, schlief und hätte Ruhe. (...) Gedenket ihr Worte zu strafen? Aber eines Verzweifelnden Rede ist für den Wind. (...) Darum will auch ich meinem Munde nicht wehren: ich will reden in der Angst meines Herzens und will klagen in der Betrübnis meiner Seele. (...) Ja, ihr seid die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben! (...) Wollte Gott, ihr schwieget, so wäret ihr weise. (...) Eure Denksprüche sind Aschensprüche; eure Bollwerke werden wie Lehmbau sein. Schweiget mir, dass ich rede, es komme über mich, was da will. (...) Wollen die leeren Worte kein Ende haben? Ich habe solches oft gehört. Ihr seid allzumal leidige Tröster! Ich könnte auch wohl reden wie ihr. Wie lange plagt ihr noch meine Seele und peinigst mich mit Worten? Irre ich, so irre ich mir. (...)“ usw.

G.S.: Das ist ja schon wieder so ein verneinter positiver Ausdruck!

Ich: Tja. Mein Vater ist eben auch nicht einer, der „Ja ja – Nein nein“ sagt.

G.S.: Die Frage ist: *Tun Sie es?*

Ich (*überlege, dann lachend*): Jein ...!

Donnerstag, 5.7.79

Was ich bei mir merke: Ich hab den Wunsch, in „mehreren Lagern leben zu können“. Das ist okay, solange es mir dabei gut geht. Ein problematischer Aspekt ist, wenn ich allen gefallen will. Heute z.B. habe ich die x-mal geflickte Jean an. Die gefällt manchen, aber nicht allen. Vor allem nicht alten Tanten.

G.S.: Was würde Ihr Vater zu der Hose sagen?

Ich: „Na, das ist ja nicht besonders schön, was du da anhast.“

G.S.: Also wieder ein verneinter positiver Begriff. Er würde nicht sagen: „Entsetzlich, dreckig!“?

Ich: Nein. – Zu meiner Sorge, nicht allen zu gefallen, fiel mir ein: Als „Luigi“, mit „meiner“ Gruppe im Rücken, war es mir wurscht. Aber jetzt? – Die normale Familientradition wäre, eine Frau zu haben, die mir andauernd sagt, wie gut ich bin.

G.S.: Ja, das ist vielleicht ein guter Einfall. Hat Ihnen das schon eine Frau gesagt?

Ich: Ja, schon; Veronika z.B., als sie mich so ideal fand.

G.S.: Aber die ist ausgestiegen.

Ich: *Sie?* Naja ... Oder: Ich bin ausgestiegen, als ich weiter mit ihr schlafen wollte und nicht mehr ideal war. Wenn mein Schwanz nicht wäre wären wir eh noch verh-, äh, nein: wären wir schon verheiratet. Oder „noch“, ja, stimmt eh.

G.S.: Was hat Ihr Vater mit seinem Schwanz gemacht?

Ich: Hm. Ich erinnere mich an eine von mir belauschte Bemerkung der Mutter gegenüber einer Tante, es sei „doch merkwürdig, dass die Männer nie genug bekämen“.

G.S.: Darin lag also doch eine leise Kritik der Mutter? Aber öffentlich verehrte sie den Vater weiter. Das waren eben „die Männer“...

Ich (*ironisch*): Ja. Ein Gebrechen! Vermutlich eine Folge der Gefangenschaft, wie ja auch (angeblich) das Stottern.

Montag, 9.7.79

Es gibt eine Fotografie von mir, mit ca. 5 Jahren, im Wald, mit einem riesigen Rucksack am Rücken. So einen „Rucksack“ trage ich anscheinend immer noch. G.S. schlägt vor, den Inhalt zu sortieren. Aber wenn ich hinfasse, ist der Rucksack weg!? Was ist, wenn ich weitergehe? Hab ich paranoide Angst vor dem Rucksack? Aber meine Bilder gehen in die Breite. Ich erzähle Geschichten ...

G.S.: ... und wo sind SIE?

Ich (*verstehe die Frage nicht*).

G.S.: Wo bekommt man von IHNEN etwas zu sehen? Sie scheinen immer mit einem Auge auf diesen Rucksack zu schielen ... Gibt es einen Bereich, wo Sie Sie selbst sind?

Ich (*lachend, unsicher*): Ja, aber den zeige ich anscheinend bei Ihnen nicht her! Hier bin ich sehr kontrolliert, will alle aufkommenden Bilder zuerst rational erfassen.

G.S.: Ja, das System wirkt stark, sehr stark. Sie sind voll davon bis zum Stehkragen. Und Sie scheinen es verdrängt zu haben.

Ich: Ich habe den ganzen religiösen Schutt hierher in die Analyse getragen, Lastwagen voll. Vielleicht liegt der Schutt jetzt zwischen Ihnen und mir.

G.S.: Wichtig ist, dass die Rufweite erhalten bleibt. Die muss bleiben.

(Denke: ER soll sich durchgraben, durch den ganzen Schutt.)
– Heimfahrt: Wozu spiel ich eigentlich den Idioten?

Mittwoch, 11.7.79

Bin unzufrieden. Habe den Eindruck, G.S. schildere meine Lage so, als ob ich immer nur mit Ironie vor dem „System“ davonlaufe. Dagegen wehre ich mich, das stimmt so nicht. Die Ironie kommt nur dort, wo es so gefährlich wird, dass ich sie kurzzeitig brauche.
G.S.: Aber ist das „System“ denn so gefährlich?
Ich: Ist es etwa nicht gefährlich, wenn ich z.B. an meinen Bruder Carl denke?!

Freitag, 13.7.79

Was ist die Gefahr (der Sog) des „Systems“? Vor allem wohl das BEZIEHUNGS-LOSE, irgendwie „Autistische“. Diese Tendenz merke ich auch in der Analyse. – Mein Bruder Carl fährt auf eine Selbsterfahrungsgruppe. Ich phantasieiere ihn dort als ironisch, beziehungslos, kontrolliert, wie der Vater (... gerne wäre?).
Nochmal: Das Beziehungslose in der Analyse. Vielleicht ist es das Daliegen und Erzählen?
G.S.: Es ist nicht das Setting.
Ich: Ich mag manchmal gar nicht liegen. Da ist sowas wie eine Abwehr.
G.S.: Aber wogegen richtet sie sich?
Ich (überlege): Vielleicht eben gegen das „Was-Hergeben“, gegen „Beziehung“?
– Heimfahrt: 1) Höhnischer Gedanke: „Ha, DER will mir was von Unkontrolliert-Sein erzählen?!“ 2) Anderer Gedanke: „Aha! Es könnte vielleicht eben um MEIN Unkontrolliert-Sein gehen, OHNE Vor-Pinkler, also auch ohne ‚Genehmigung‘ von außen!“

Dienstag, 17.7.79

Ich bin mit Worten aufgewachsen, mit schillernden Worten. In mir ist tiefes Misstrauen gegen Worte: Es hängt ganz von meinem momentanen Gefühl gegenüber dem Gesprächspartner ab, wie ich Worte (vor allem edel-abstrakte) jeweils interpretiere. Wenn beispielsweise G.S. von „zu sich selber finden“ spricht, KANN das auch Ausdruck eines raffinierten Systems sein, diese Worte. Ich „kenn’ sie schon!“

Donnerstag, 19.7.79

Veronika rückt mir auf den Pelz, seitdem sie in B. ist. Es kommen die alten Flötentöne, und ich werde wieder GANZ einfühlend-verständnisvoll. Artikuliere meinen Ärger nicht, bzw. erst nach den Telefonaten bzw. den Treffen, für mich.
Ich: Die Veronika ist dann GANZ klein, und schrecklich verwundbar, und ich sehr groß und brutal.
G.S.: Ja eben.
Ich: ... und ich bin so groß und für alles verantwortlich.
G.S.: Und das streichelt Ihren Narzissmus!?
Ich (lache): Ja! Das ist wichtig.
G.S.: Sie hängen noch an der Frau?
Ich: Ja. Vielleicht ist der Widerhaken, dass gerade mit ihr in der letzten Zeit nicht mehr möglich war, was bei anderen möglich ist: klasser sexueller Kontakt.
G.S.: Das ist eine Kränkung für Sie.
Ich: Ja.

Montag, 23.7.79

(...) TRAUM heute:

Ich sehe Brigitte Mohnhaupt (deutsche „Terroristin“). Verrate sie nicht, bin in Sorge um sie.

Ich: Die Terroristen waren schon öfter in meinen Träumen. Da ist auch Neid: Die glauben GENAU zu wissen, was gut ist. Sind überzeugt, an der „richtigen Front“ zu kämpfen. (Jetzt bleibt ihnen auch nichts anderes mehr übrig.) Sie sind ÜBERZEUGT, was Gutes zu tun.

G.S.: Ja, sicher. (*Macht auf die häufige Abstammung aus evangelischen Pfarrhäusern aufmerksam; „hohes Ethos“, etc.*)

– *Und ich suche umsonst so eine Gemeinschaft, die meinen Anforderungen gerecht wird. Die „absolute Norm“ spukt herein: 1) Ein gutes, hohes Ziel, 2) Anerkennung, Geliebt-Werden, 3) die absolut sichere Entscheidung, was „gut“ ist.*

G.S.: Und Sie gehen immer einen Schritt hin, und dann stellen Sie fest, es ist wieder nichts ... Vielleicht ist es gut für Sie, eine Weile allein zu bleiben.

– *Nämlich: Die Suche nach einer „Bewegung“, der ich mich anschließen könnte, erstmal zu beenden. Ich suche die Instanz, die mir das Normen- / Werte-Problem abnimmt. Und wenn sich eine Vereinigung anbietet, wende ich mich nach einiger Zeit doch wieder ab: Es geht eben doch nicht.*

G.S.: Sie sind noch immer ein Kirchenmann.

Ich: Naja. Jedenfalls insofern, als die Sehnsucht nach einer idealen Gemeinschaft, mit hohem Ziel etc., weiter insgeheim wirksam ist in mir.

Mittwoch, 25.7.79

Mein Pendeln zwischen österreichischen (katholischen) und deutschen (evangelischen) Frauen ... Mein Wunsch, mit G.S. ein Bier trinken zu gehen ...

Ich: Aber die Analyse ist ja was Strenges. Da gibt's sowas nicht.

G.S.: Naja, was Halb-Strenges: Man darf alles sagen, auch alle Wünsche.

Ich: Ja, das ist wichtig zu sehen. Und die Psychoanalyse ist deshalb auch nichts Mystisch-Grandioses. Obwohl ich das insgeheim erwartet hatte.

G.S.: Solche mystischen Zirkel gab es ja oft bei Ihnen. Sie haben einen solchen Zirkel gebrochen, als Sie damals im Arbeitszimmer des Vaters mit der Bibel in der Hand mit der Frau – welche war es? – geschlafen haben. Das war eine Christian'sche Aktion, keine Schacht'sche.

Ich (*lachend*): Ja, das ist gut. Kein Gegen-Zirkel, sondern Aktion, Beziehung. – (*Pause.*) Ich bin gespannt, wo magische Erwartungen noch auftauchen. In der Diss und im Gedanken an den Beruf sind sie jedenfalls noch stark da!

G.S.: Bei der Diss usw. schieben Sie Ihr grandioses Größen-Selbst vor sich her. Wie ist das für Sie, wenn ich sage: Der Christian ist ein einfacher, begabter Mensch, aber kein ... ich weiß nicht, wie ich es bezeichnen soll ...

Ich (*überlege*): Hm. Tja, ... das ist ein Abschied.

G.S.: Ihr Vater konnte den Grandiositätsanspruch ja nur aushalten, weil er die Gottesvorstellung hatte, die ihm die Grandiosität „abnahm“. Er selbst ist dann nur Abglanz, alles ist „geschenkt“.

Ich: Ohne das System wäre der Druck, grandios zu sein, weg!

G.S.: Wieso „Druck“? In protestantischer Theologie ist doch alles „Geschenk“, Gnade?

Ich (amüsiert): Ja, aber da ist doch ein Trick dabei: Nämlich der BEFEHL, dieses „Geschenk“ anzunehmen, und zwar „total“ anzunehmen!!

G.S.: Da gibt's noch einen Trick: Leute, die sagen, sie lieben Gott in ihren Mitmenschen, werden von ihm durch sie geliebt.

Ich (nachdenklich): Ja. Die sind mir sympathisch, gefühlsmäßig nahe. Aber für mich sind diese Begriffe nicht mehr zu verwenden.

G.S.: Sie leben das System Ihres Vaters weiter.

Ich: Ja, aber nur in den Leer-Räumen zwischen konkreten Beziehungen. Wenn ich allein durch die Stadt gehe, soll mich die anonyme Masse „lieben“. Genau darin steckt dann der Abschied: Dass (wenn ich bei den Beziehungen zu Menschen bleibe) mich niemand UNUNTERBROCHEN, ohne Pause, über alle Maßen, unerschöpflich liebt oder lieben könnte.

G.S.: Und wenn der Christian durch Salzburg geht, und die Leute schauen an ihm vorbei, wird er ganz klein?

Ich: Ja. Und in der Phantasie riesengroß. Bis ich wen treffe, den ich kenne: Dann schrumpft alles auf Normalgröße.

G.S.: Und daher ist jede Beziehung ein Sieg über das System. ... Weil das System der Grandiosität zur Beziehungslosigkeit führt, ja ...

Ich: Was in mir bleibt, ist der Wunsch nach Bewunderung, nach Anerkennung. Auch in der „irdischen“ Existenz suche ich (andere, neue) „Grandiosität“. Dass man mir zujubelt.

G.S. (heftig): Aber das ist Gift! Absolutes Gift! Das ist ja schon die Entfremdung!

Ich (verteidigend): Aber wieso? Wenn ich mit einer Frau schlafe, – mein erigierter Schwanz ist grandios, der Körper der Frau ist grandios, in sie hinein ...

G.S.: Das ist ja was anderes: Dann ist nicht mehr die Bewunderung anderer wichtig, sondern Sie sind Sie selbst, fühlen sich wohl.

Ich: Schon, ja. Bewunderung ist allerdings auch dabei, auch von mir selbst.

– Überlege Unterschiede zwischen verschiedenen Grandiositäten. Die eine wäre die des Pfarrers auf der Kanzel. Die andere ist eigentlich keine Grandiosität mehr. Sondern das bin ich, mit allem was da ist. Vielleicht bin ich eben nicht unbedingt ein „einfacher“ Mensch? Die Formulierung passt mir nicht, weil sie für mich in die Nähe des Einfach-Schlicht-Frommen kommt. Und wer weiß, vielleicht ist ja was Besonderes an mir, oder jedenfalls: was Kompliziertes?

G.S.: Das ist ein wichtiger Unterschied zwischen Grandiositäten: Ob Anerkennung von Leuten, die einen am nächsten Tag vielleicht scharf kritisieren. Aber kritisieren Sie einmal einen Pfarrer! Da bricht eine Welt zusammen ... zumindest meistens.

Ich: Ja, das ist ein gutes Kriterium, ob es „Gift“ ist oder nicht.

Freitag, 27.7.79

TRAUM heute:

Bin mit meinem Bruder Carl Schi fahren. Es ist der letzte Tag, und das Wetter wird endlich schön. Ich ärgere mich, dass wir nicht nächste Woche auch noch da sind.

Verbindung zur Analyse: Heute letzte Stunde vor G.S.'s Urlaub!

– Versuche, meine unklare Haltung gegen „das Irdische“ genauer zu fassen.

G.S.: Damit implizieren Sie automatisch immer das Himmlische. Sie kleben am theologischen Vokabular. Das scheint so etwas wie eine Kruste zu bilden.

Ich: Immer diese Modelle ...!?

G.S.: Ja. Ohne Modelle geht es nicht. Wichtig ist die Verwendung mehrerer Modelle,

das Ausleuchten aus verschiedenen Winkeln, auf verschiedenen Ebenen. Ein asymptotischer Prozess ...

Ich: Ich bin extrem misstrauisch gegen Beziehungen, wo es nur verbalen Ausdruck gibt. Das bekommt so leicht eine Eigendynamik, wie zu Hause! Beim System des Vaters!

G.S.: Aber es gab dort doch deutliche Risse. Etwa die Bemerkung Ihrer Mutter über Sexualität, oder das VERHALTEN des Vaters.

Ich: Ja. Trotzdem, das System bzw. „Modell“ des Vaters war rundherum mit Worten zuglekleistert. Nur „unten“, am Boden, waren Risse und Löcher.

G.S.: Ja, „Modell“ ist ein schwieriger Begriff. Denn das Modell, nach dem der Vater lebte, war eine andere Art Modell, als das, das durch Rationalisierungen entstanden war (der „Überbau“).

Montag, 3.9.79 (Erste Sitzung nach der Sommerpause)

(Schweigen.)

G.S.: Wie geht es Ihnen?

Ich: Fühle mich schwer, müde.

– *Mein Leben „auf Sparflamme“.* Die Beziehung zu Esther. Erlebe sie nicht als „schön“. Sie ist ein sehr gescheiter, lieber Kumpel. Frage des Zusammenziehens. Bin nicht verliebt in sie. Und sofort stellt sich die Frage, ob ich dann der „Böse“ bin. Zum Zusammenziehen kam der Einfall: Ja, wenn der Vater tot wäre! Da war ein kurzer Geruch des Gefühls, leben zu können, stark zu sein. Aber dann gleich wieder Resignation. Der Vater sitzt in mir; ich bin vergiftet.

G.S.: Woher kommt diese Leere, diese Resignation?

Ich: Ich glaub, es geht grad nicht um's Nicht-Können, sondern um's Nicht-Wollen-Dürfen. Unklare Verbindung zum Thema „Gott“ (vgl.: „Da war ja einmal was“).

G.S.: Vielleicht ist da ein Teil Ihres Wesens, den wir immer verwechselt haben mit dem System Ihres Vaters: Etwas, was zu Ihnen gehört. Vielleicht sind Sie innerlich ein – wie soll ich sagen? – „gläubiger“ Mensch. Ich kann es nur in den alten Begriffen sagen.

Ich (lebhaft): Ja, das mit den Begriffen ist wichtig. So geht's nämlich nicht, dass ich davon ausgehe: Dort sind die („absoluten“) Begriffe, und da bin ich, und was von dem ist bei mir. Sondern ich muss schauen, was bei mir ist, und (vielleicht) entwickelt sich etwas, was ich dann (vielleicht) „Gott“ nennen kann.

G.S.: Ja, das habe ich gemeint. Vielleicht ist es dieser Teil Ihres Wesens, der Ihnen Prügel vor die Beine wirft, weil er gelegnet wird.

Ich: Da ist jetzt nämlich nichts (von wegen „Gott“ usw.): Eine Zeit lang war der Rausch der Nachfolger, dann eine religiös überhöhte Sexualität. – Jetzt ist auch die Sexualität „irdischer“ geworden. (Habe z.B. letzthin erstmals das Nachlassen der Erektion nach Beischlaf bewusst erlebt. Kam mir wichtig vor.)

[PROTOKOLL STIMMT NICHT. Reihenfolge?]

Ich: Ich fühl mich einmal als Wurm, einmal als Gott.

G.S.: ... erfahren sich nicht als Mensch.

Ich (ungeduldig): Aber das ist eben der Punkt, wo ich stehe. Und ich bin *jetzt*, mitsamt dem Ganzen, ein Mensch!

G.S.: Sie verteidigen das System.

Ich: Nein, nicht das System. Aber es ist der Ausgangspunkt, an dem ich auch schon Mensch bin. Das „Wurm-Gefühl“ und das „Gott-Gefühl“ gehören *auch* zu meinem Mensch-Sein.

Zwei TRÄUME:

1) Bin in Wien. Treffe auf einer einsamen Straße PAPST JOHANNES PAUL II. Er fragt mich, ob ich der bin, der ihm entgegengeschickt wurde. Ich verneine, verbringe aber einen ganzen Tag mit ihm (Er ist einen Tag in Wien.) Wir gehen nebeneinander, ich den linken Arm um seine Hüfte, er stützt sich auf mich. Sein Körper ist breit, schwer, fest. Sympathisch.

Wir gehen gegen Abend zu Fuß Richtung Schwechat. Das Taxi kommt nicht wie ausgemacht. Während ich vergeblich telefoniere, geht der Papst weiter. Ich hole ihn ein: „Bei dir muss man ja Detektiv sein, dass man dich nicht verliert ...!“ Er lacht; verliert seinen Stock, ich hebe ihn ihm auf. Wir gehen weiter, – aber wo? Es gibt keine Straßenbahn, also: Ist es die falsche Richtung? Der Papst bleibt ruhig. Wir gehen über eine Brücke, ich zeige dem Papst einen brennenden Baum. Da taumelt uns ein brennender Mann entgegen. (Er brennt, wie der Baum, nur „außen“, wie im Film). Ich lasse den Papst los, versuche zu löschen. Der Mann ist M.F. aus Guntramsdorf [*Liedermacher; Ähnlichkeit mit meinem Vater*], er bedankt sich weinerlich.

Ich stelle mir den Abschied vom Papst vor: Ich werde vor ihm niederknien, den Kopf in seinem weißen Gewand, und sehr weinen.

2) (*Geträumt vor ca. einer Woche, nachdem Esther mich gefragt hatte, ob G.S. mir abgehe. Ich hatte nachdenklich verneint*):

Ich bin in Baden, es ist zehn Minuten vor fünf Uhr (= Analysetermin). Ich bin traurig und langsam. Steige in's Auto, fahre in Richtung Helenental, wo die Praxis von G.S. ist. Das Benzin geht aus. Ich gehe zu Fuß weiter. Es wird sich sowieso nicht mehr ausgehen. Stelle mich im Schwimmbad um Karten an, ohne hineinzuwollen. Werfe dann die Karte weg.

Es ist 17.45 Uhr. Ich will G.S. anrufen. Gehe in eine Telefonzelle, suche mein Notizbuch. Stattdessen habe ich plötzlich das Religionsheft aus dem Gymnasium in der Hand. Darin ist eine Zeichnung, wo mein Vater ein eigenartiges Gleichnis gibt: Es werden Steine zerdrückt, dann über einen Abhang in's Wasser geschoben, dort lösen sie sich auf. – Ist ein Gleichnis wofür??

Ich: Der erste Traum ist eventuell von Ihrer Bemerkung am Montag angeregt, ich sei vielleicht ein „gläubiger Mensch“. Viel Biblisches (die Begrüßung, der brennende Baum). – Die resignative Stimmung im 2. Traum. Ich „erreiche G.S. nicht“.

G.S.: Es könnte sein, dass „Theologie“ zwischen uns steht (das Religionsheft ...)?

Ich: Ich mag mich grad mit den Träumen nicht beschäftigen ... (*Pause*.) Gestern hörte ich von einem Mädchen (3-jährige Tochter von Bekannten, Vater katholischer Religionslehrer), das zum ersten Mal von einem anderen Kind angegriffen wurde. Sie wehrte sich nicht, war nur verblüfft und ging weg. Und jetzt fragt sie immer vorsichtig, ob fremde Kinder „eh lieb“ seien. Sie ist gut im Verbalisieren, „erzählt alles“. Nur über den Vorfall mag sie nicht reden. – Ich habe als Kind wenigstens Schutzbewegungen früh gelernt (die Hände über den Kopf, wenn mein Bruder Günther mich schlug).

G.S.: Dem kleinen Mädchen würden Sie sagen: Wehr dich doch! Und Sie? Sie spielen mir genau das kleine Mädchen vor, das alles erzählen kann, aber ohnmächtig scheint.

Ich: Wieder das Gefühl: „Das kenn ich alles schon“.

G.S.: Aber Sie sind doch wer! Das Ohnmachtsgefühl ist eine Selbsttäuschung, bzw. eine frühe „Besetzung“, bzw. deren Folge.

Ich (*heftig*): *Natürlich* „bin ich wer“! Mitsamt meinem Ohnmachtsgefühl! Mein

momentaner Eindruck ist: Ich *bin* ohnmächtig, und Sie wollen mir da was verkaufen. Das ist so ähnlich wie: Ich soll „glauben“: „Wenn du glaubst, wirst du nicht mehr ohnmächtig sein.“ Wollen Sie mir den alten Selbstbetrug verkaufen? Die Welt ist nicht vom „Geiste der Liebe durchdrungen“, und sie ist anders als ich will, und ich bin ohnmächtig, ... und Sie sagen sowas!?

G.S.: Ja, da gerate ich in diese Kategorien. Wichtig, dass Sie es aussprechen.

Freitag, 7.9.79

Ich: Meine Haltung kommt mir so vor: Ich habe, als ich zu leben und zu denken anfang, einen Vertrag mit der Welt gemacht (wie ich leben werde, usw.). Voraussetzung für den Vertragsabschluss war ein bestimmtes Weltbild: Die Welt ist vom Geist des Guten durchdrungen, mit einigen Schwachstellen, die ausgemerzt gehören. Ich bin aktiv dabei, als „Fähnrich mit der Fahne Gottes“. Und jetzt stehe ich da und jammere und stampfe trotzig mit dem Fuß auf, weil alles nicht stimmt: „*Aber im Vertrag steht's anders!*“

G.S.: Den Vertrag haben nicht Sie gemacht, der ist über Sie hinweg gemacht worden. So wie indische Kinder (als Kinder!) verheiratet werden. Und jetzt sehen Sie: Der Vertrag stimmt für Sie nicht. Aber Sie beharren auf dem Vertrag.

Ich: Für mich ist wichtig: Dass meine ganze Hoffnung in Bezug auf mein Leben auf diesem Weltbild aufgebaut war. Und alles ist zusammengekracht.

G.S.: Der Vertrag passt für Sie eben nicht: Alles scheint schon vorher bestimmt, die Richtung usw. (etwa wenn Sie sagen: als „Fähnrich mit der Fahne Gottes“ usw.)

Ich: *Gefühlsmäßig* schaut es für mich aber so aus: Ich hab den Vertrag gemacht, und der andere, anonyme Vertragspartner hält sich nicht dran. Und daher bin ich ohnmächtig.

G.S.: Wieso? Wie hängt das zusammen?

Ich (zögernd): Ich weiß nicht recht. Auch mein „Gott-Gefühl“ und mein „Wurm-Gefühl“ hängen damit zusammen. Vor allem das Wurmgefühl. Aber ich mag nicht darüber reden.

G.S.: Mich interessiert das.

(Pause)

Ich: Das „Wurm-Gefühl“, das ist das einzige Echte an der Religion, die mir beigebracht wurde! (*Bin beim Reden seltsam zittrig, manchmal fast am Weinen.*) DAS stimmt: Ich *bin* ein Wurm, und *bin* ohnmächtig. Gegen meine Geburt bin ich ohnmächtig, gegen das Gift in mir, gegen die Mechanismen in mir und um mich, dagegen, dass die Welt so ist, wie sie ist. Und dieses Gefühl der Ohnmacht will ich zuerst einmal AUSKOSTEN, bis zum Ende zerkauen, weil DANN komm ich vielleicht weiter.

Und Sie sagen: „Nehmen Sie das Ruder in die Hand“, „Sie sind doch wer“, und sowas. DIESE OHNMACHT STIMMT ABER. Und sie war in Wahrheit das tabuisierteste Gefühl meiner Kindheit. Unterschwellig war sie immer da – gegenüber „Gott“. Aber durch den „Glauben“ musste sie gleichzeitig unterdrückt werden. Das war die Pflicht, immer.

Freilich ist das was anderes, als wenn ich „ohnmächtig“ vor der Diss sitze. Aber ich hab diese Dinge anscheinend auf eine unglückliche Weise miteinander verknüpft.

G.S.: Kennen Sie das Buch von H.E. Richter, „Der Gotteskomplex“?

Ich: Nein, aber ich weiß davon. Da geht es auch um sowas.

G.S.: Um genau das. Aber nicht nur in der Theorie.

– *Heimfahrt: G.S.'s letzte Bemerkung („... aber nicht nur in der Theorie“) irritiert mich. War es ein Missverständnis?*